

aufgeschrieben

von

H. C. Rosenblatt

Glitzer auf Scheiße

H. C. Rosenblatt über „aufgeschrieben“

Aufgeschrieben ist nicht alles.
Und doch ist alles gesagt, was sagbar war.

In diesen letzten Wochen der Produktion war es meine Aufgabe, Buchbeschreibungen zu formulieren. Einzuordnen, was das hier ist. Gemögten und Freund_innen, Interessierten wie Neugierigen zu beschreiben, was für ein Buch denn mein, unser Aufgeschriebenes sei.

„Es gibt keine Handlung. Es gibt keine Protagonist_innen. Es ist beobachtetes Da_Sein“, damit habe ich es beschrieben.
„Wir haben unsere Eltern umgebracht“, so habe ich es manchmal eingeleitet.

Nie habe ich über die Stille gesprochen. Nie erwähnt, dass sie am Ende doch ist, womit ich im Prozess des Aufschreibens nicht gerechnet habe: eine Protagonistin.
Eine Figur, die immer da ist. Immer wirkt. Physisch spürbar und psychisch präsent ist, wie ein reales Gegenüber.

Bis zum Ende meiner Arbeit an diesem Text war mir nicht klar, mit wem sie da sprechen. Die Anderen. Die Jugendlichen, die Kinder, die Versehrten, die Wütenden, die Hoffenden, die Weinenden und alle die, die weniger Ich als Sein sind.
Sind es tatsächlich ihre Eltern oder das Abbild der Eltern, die sie noch im Er_leben haben, obwohl sie schon so viele Jahre von ihnen getrennt sind?

Für mich begann es als Schreibübung im Rahmen des alljährlich stattfindenden „National Writing Month“ bzw. wie ich ihn seit

einem erhellenden Text von Noah Sow auch nenne: „No Alibi Writing Month“, in dem man in einem Monat einen Text mit einer bestimmten Wortanzahl schreibt.

Freies Schreiben ist mein Tor zu mir selbst. Mein Kontakt zu den Anderen. Mein ganz eigenes Eintauchen in die Stille, die die Dissoziation meiner Selbst- und Umweltwahrnehmung für mich bedeutet.

Ich selbst habe keinerlei Erinnerungen an die Leute, die meine Eltern sind. Ich habe sie nie getroffen, werde sie nie kennenlernen. Außer durch die Erinnerungen der Anderen in mir.

Zur Zeit der ersten Kapitel im Herbst 2016 standen wir mit einem Bein in der ersten Berufsausbildung und dem Prozess der Eingewöhnung in eine Normalität, die wir derart selbstbestimmt noch nie gelebt hatten, und mit dem anderen Bein in der Wunde, die ein Klinikaufenthalt keine 5 Monate vorher in uns und unsere Idee von einem klinischen Unterstützer_innennetz geschlagen hatte.

Es ging uns so schlecht, dass wir Medikamente brauchten, um zu funktionieren und nicht zu weit zurück zu fallen. Was bedeutet: nicht wieder zurück zur Familie zu gehen. Kontakt aufzunehmen und darum zu bitten, alles von uns zu nehmen. Die Dummheit der Idee von Freiheit und Autonomie, die Irre im Denken, die Verantwortung für das eigene Über_Leben.

Für mich war das eine Zeit voll dröhnender Stille im Kopf und eine Phase, in der ich so viel aufgeschrieben habe wie nie zuvor. Ich wollte diesen Schmerz verstehen. Wollte begreifen, was die Ursache der Retraumatisierung, der Wieder_Verwundung, dieser Klinikerfahrung war. Und stieß auf Stille.

Feste, starre Stille, der ich nicht einfach Fundstück für Fundstück, Worte und Sinn abringen konnte.

Das war nicht die Stille des Schweigens, die in Alltagsleben geboren und am Leben gehalten wird, weil weder Zeit noch

Raum für Worte über Gewalterfahrungen und die Wunden, die sie schlagen, da ist. Das war die Stille, die übrig ist, wenn man glaubt, spürt, weiß, dass man sterben wird.

Traumastille. Tiefgreifende Dissoziation.

So profundes Nichts, wie man es nur in solchen Zuständen erfassen kann.

Ich lebe mit dieser Stille schon solange es mich gibt. Ich erinnere kein Leben, in dem es das nicht gab. Diese schwarzen Löcher, diese krassen Endpunkte des Erfass- und Begreifbaren.

Aber diesmal war doch alles anders.

Diesmal waren wir doch selbstbestimmt, auf dem Weg in ein Arbeitsleben, eine Zukunft, eine Normalität wie viele andere Menschen auch.

Und diesmal war es eine Person, die als sehr erfahrene Autorität auf dem Gebiet der Traumatherapie in einer als ‚Traumaklinik‘ bezeichneten Instiution ein Trauma in uns hinterlassen hatte.

Diesmal war es um diesen einen Aspekt zu krass.

Denn wir waren dort, wo wir sein wollten. Einerseits in der Normalität und gleichzeitig dort, wo wir nie wieder hinwollten: In dem Schmerz, den nur ein Bindungstrauma, ein tieferschüttertes Vertrauen in Menschen, die Unterstützung geben sollten, auslösen kann.

Ich wollte mich nicht wie das verletzte Kind fühlen, das gewesen zu sein ich mich nicht einmal erinnere, während ich bis über meine Kräfte hinaus versuche, mich in eine Welt einzufügen, in der Menschen wie ich nie mitgedacht werden.

Ich wollte mich von diesen Widersprüchen nicht zerreißen, ja, spalten, dissoziieren lassen, obwohl und weil ich so bewusst für all das war, was da gerade passierte.

Bitte glauben Sie, liebe Leser_innen, nicht, dass man sich gegen tiefgreifende Dissoziation entscheiden kann. Das kann man nicht. Nie. Aber man kann sich oft gegen Umstände entscheiden,

die es wahrscheinlicher machen, tiefgreifende Dissoziation zu brauchen, um zu überleben.

Ich blieb beim Schreiben.

Und blieb. Und blieb.

Als Metapher könnte man sich überlegen, wie ich mit einem Bohrer an der Stille kratzte, doch so war es eigentlich nicht. Viel mehr ging ich ihre Grenzen ab. Nahm von ihr abgefallene Brocken und Krümel auf, schrieb diese nieder.

Ich weiß, dass die Dissoziation, die mich, meine Identität, strukturiert, wichtig ist. Zu wichtig, um sie einfach wegzulassen, gnadenlos zu konfrontieren, aufzudecken und als eine Art Mimikry vor mir selbst zu enttarnen.

Auch sie macht mich funktional. Nicht nur im Alltag mit seinen zahlreichen Rollenerwartungen und anderen Anforderungen, sondern auch für meine Weiterentwicklung- und damit: Heilungspotentiale.

Ich weiß aber auch, dass Framing ein wichtiges Werkzeug für mich ist. Weiß: Alles wird vom Kontext bestimmt - vor allem die Bedeutung von Dingen.

Ich überlegte, in welchem Kontext diese meine Traumastille keinerlei Bedeutung und Funktion mehr hätte und kam zu dem Schluss, dass es nur unter Umständen einer Mätopie, also einem Leben ohne Menschen, zum Beispiel nach einer globalen Katastrophe, so sein könnte.

Also in einem Leben, in dem weder die Familie, noch irgendwelche anderen Menschen in irgendeiner anderen Form als der die in uns als Abbilder verblieben sind, auf uns einwirken können.

Und dann ging es.

Das war die Vorstellung, die geholfen hat.

Es hat nichts an der Fragmentierung geändert.

Keine Widersprüche aufgelöst.

Es hat überhaupt nichts erklärt, aber so viel mehr greifbar gemacht, als je zuvor.

Heute, Anfang 2019, sehen wir auf das Ende unserer Ausbildung, die Veröffentlichung dessen, was ich aufschreiben konnte, und ich bin nachwievor im Kontakt mit meinem Schmerz.

Ich kann von mir als Ich schreiben, obwohl ‚Ich‘ zu Beginn des Schreibprozesses noch viel mehr ein ‚Wir‘ bedeutet hat. Und glaube heute, dass es ohne das viele Schreiben nie dazu gekommen wäre.

Aus meinem Tun ist mehr geworden als „Glitzer auf Scheiße zu streuen“. Es ist mein Tun geworden.

Mein Aufschreiben. Mein aus der Stille herauschreiben.

Mein gegen ein Schweigen anschreiben, das für mich nie ein bewusstes, aktives Handeln war, sondern der Stoff, der uns, trotz aller Fremde, miteinander verbindet.

Ich hoffe, dass die Worte, die ich gefunden und aufgeschrieben habe, anderen Menschen bei der Suche nach den eigenen helfen. Um die eigene Stille weniger un.be.greifbar zu machen.

Hannah Cecile Rosenblatt

Februar 2019

